

tismus zu, die ein bestimmtes (westliches?) „régime d'historicité“ (François Hartog) zum Ausdruck bringen, das keineswegs universell ist. Dies führt logisch zur Erörterung des expliziten und inhärenten Eurozentrismus vieler Weltgeschichten, die Inglebert um den Verweis auf Polybios bereichert, der sich schon mit dem Problem des Zentrismus von historischen Darstellungen herumschlug (S. 1130).

Am Ende steht eine ausführliche Typologie der Entwürfe, mit denen Universalhistoriker der letzten zwei Jahrtausende die verschiedenen Problemebenen ihres Metiers zu bewältigen versuchten. Viele dieser Entwürfe präsentierten sich oder wurden als völlig neuartige Lösung rezipiert, doch bald trat ein neuer Anspruch auf notwendige Innovation hinzu. Inglebert sieht zwei Konsequenzen aus diesem Befund: Entweder seien die Weltgeschichten eigentlich nicht miteinander vergleichbar (und damit das Projekt einer Geschichte der Weltgeschichtsschreibung zum Scheitern verurteilt), da sie in unterschiedlichen ideologischen Kontexten verwurzelt sind, oder aber die Vielzahl der historiografiegeschichtlichen Bemühungen zeigt einen Übergang an, in dem Weltgeschichte zunehmend im Bewusstsein ihrer Verankerung in den vielfältigen Praktiken der Historiker geschrieben und deshalb nicht mehr mit dem Anspruch einer definitiven Lösung des Problems der Universalgeschichte geschrieben wird – professionelle Selbstreflexivität gewissermaßen als Grundlage für die Akzeptanz von Pluralität und Relativismus. Bücher wie Ingleberts umfassender Überblick werden damit zur Arbeitsvoraussetzung für den Globalhistoriker neuen Typs.

Anmerkungen:

- 1 Dies hat schon in aller Schärfe zurückgewiesen: P. Grosser, *L'histoire mondiale/globale, une jeunesse exubérante mais difficile*, in: *Vingtième Siècle. Revue d'histoire* 110 (2011), S. 3–18.
- 2 D. Woolf, *A Global History of History*, Cambridge/New York 2011; ders. (Hrsg.), *The Oxford History of Historical Writing*, 5 Bde, Oxford 2011ff.; G. G. Iggers/Q. E. Wang/S. Mukherjee, *Geschichtskulturen. Weltgeschichte der Historiografie von 1750 bis heute*, Göttingen 2013.
- 3 Ein Verzeichnis ist wohl ebenso wie ein Register dem Wunsch des Verlages nach einem gerade noch akzeptablen Umfang des Druckwerkes zum Opfer gefallen. Allerdings hätte man hier leicht ein Verfahren, das sich auch schon bei anderen Werken bewährt hat, aufgreifen und die Bibliografie online verfügbar machen können.
- 4 Zentral das Argument, wonach eine in den Area Studies verankerte Globalgeschichte die Abkehr von der Universalgeschichte Hegels sei, bei: P. Manning, *Navigating World History. Historians create a Global Past*, New York [u. a.] 2003.

**Stefan Troebst: Erinnerungskultur – Kulturgeschichte – Geschichtsregion. Ostmitteleuropa in Europa (= Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropa, Bd. 43), Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2013, 440 S.**

Rezensiert von  
Pierre-Frédéric Weber, Szczecin

In seiner jüngsten Aufsatzsammlung knüpft der Leipziger Osteuropahistoriker Stefan Troebst thematisch an einen 2006 von ihm veröffentlichten Sammelband an, in dem er in einer Reihe von eigenen Beiträgen aus der ersten Hälfte der zweitausender Jahre Ostmitteleuropa bereits

als spezifische kulturelle und historische „Meso-Region“ in Europa dargestellt hatte.<sup>1</sup> Die vorliegende Publikation bildet sozusagen eine Fortsetzung und Vertiefung dieses Ansatzes und umfasst den Forschungszeitraum 2006–2012. Der Schwerpunkt liegt dabei auf dem Zusammenspiel von Raum, Kultur und kollektiver Erinnerung.

Als Ariadnenfaden zieht sich durch die gesamte Aufsatzauswahl der Leitgedanke, die Erforschung der europäischen Geschichte könne sich aus dem Ansatz der *area studies* speisen, insbesondere aber durch das Zurückgreifen auf frühere Überlegungen unter anderem von Oskar Halecki<sup>2</sup> und Jenő Szűcs<sup>3</sup> zur historischen Konstitution der Regionen Europas an Einsicht gewinnen. Demnach ließe sich Ostmitteleuropa zwischen Ost- und Westeuropa als eigene kulturgeschichtliche Identität ausmachen. Dies könne man insbesondere an Beispielen aus der Erinnerungskultur und der Geschichtspolitik nachweisen. Diese Grundthese belegt der Autor im Laufe der ausgewählten Texte insgesamt sehr überzeugend, indem er sie sowohl aus der Makro- als auch aus der Mikroperspektive illustriert. Als besonders bereichernd erweist sich die trotz solider Verankerung im Fach Geschichte doch spürbare Öffnung zur Interdisziplinarität – ohne Berührungängste etwa in Bezug auf politikwissenschaftliche Herangehensweisen, wie zum Beispiel in der vergleichenden Studie zur Diktaturerinnerung im östlichen und südlichen Europa (S. 183–218). Außerdem gewinnen die historiografisch recherchierten und fundierten Reflexionen durch den mitunter essayistischen Stil an Leserlichkeit.

Obgleich die Aufsätze verschiedene Teilbereiche, Akteur- und Problemebenen

ansprechen, lässt sich zwischen ihnen eine Konvergenz erkennen, die im fruchtbaren Spannungsfeld dreier noch verhältnismäßig junger paradigmatischer Trends in der (zeit)historischen Forschung verortet ist. Als wichtigste Tendenz in Hinblick auf den Boom der vergangenen zehn bis fünfzehn Jahre sind die Forschungen zu Fragestellungen der Erinnerung zu nennen, wobei das Augenmerk meistens auf das kurze „Zeitalter der Extreme“ (Eric Hobsbawm), also das zwanzigste Jahrhundert gerichtet ist. Zweitens – und dies wird gerade in Bezug auf das Thema Erinnerung sehr deutlich<sup>4</sup> – setzen sich kulturwissenschaftliche Ansätze in der historischen Forschung immer mehr durch. Drittens ist über die *area studies* nach Überwindung gewisser, teilweise auf die Erfahrung des Nationalsozialismus zurück gehender Vorbehalte der Rückgriff auf die Kategorie des Raums in den Geistes- und Sozialwissenschaften, auch im deutschen Sprachraum, unübersehbar.<sup>5</sup>

Den insgesamt 26 Beiträgen lassen sich in Hinblick auf die „Meso-Region“ Ostmitteleuropa hauptsächlich vier wichtige Erkenntnisse entnehmen. Zunächst erscheint die Slavizität trotz der Präsenz, Mitwirkung und Einflechtung anderer kollektiver Identitäten, unter anderem der magyarischen (S. 149–155) und – interessanterweise – der griechischen bzw. hellenischen (S. 329–355) als eine Art Fluchtpunkt der dargelegten Überlegungen. Diesbezüglich bemerkt der Autor, dass die „slawische Idee“ ihr politisch-kulturelles Reaktivierungspotenzial bis heute nicht verloren habe, deren manchmal zu beobachtende Wiedergeburt zu Beginn des 21. Jh.s jedoch eher nicht über den bilateralen, höchstens regionalen Rahmen hi-

naus gehe und ihre allslawische Dimension zugunsten eines Post-Slavismus eingebüßt habe (S. 29-42, hier S. 41).

Die Auseinandersetzung mit der identitätsstiftenden Dimension von Erinnerungskulturen in Ostmitteleuropa zeigt des Weiteren, dass der Osten eine Konstruktion ist, deren definitorischer Wert vor allem darin liegt, dass sie meistens exklusionistisch funktioniert: „Osten sind immer die anderen!“ (S. 43-50). Zugleich wird dadurch der Drang zur Mitte unterstrichen, der im Grunde genommen als Ausdruck der Angst vor der eigenen Exklusion in die europäische Peripherie zu deuten wäre. Entsprechende Stereotype sind sowohl in der Popkultur<sup>6</sup> als auch in der Politik nachweisbar und lassen sich bis heute verfolgen: Indem sich bestimmte Akteure wie Polen in der EU profilieren, um die „Östliche Partnerschaft“ voranzutreiben, bemühen sie sich auch, das Östliche von sich abzustreifen (S. 50). Abgesehen von der Ebene der Praxis spielen geografische Zuschreibungen nicht zuletzt als Analysekatoren in der Definition von Geschichtsregionen eine wichtige Rolle, da sie den Blick des Forschers für Inklusionen und Exklusionen jeweils anders schärfen.

Besonders mit Verweis auf die geschichtspolitischen Spannungen der späten 1990er und der gesamten 2000er Jahre, vor allem anlässlich von Jahrestagen im Zusammenhang mit dem Zweiten Weltkrieg, lässt sich feststellen, dass Europa nach wie vor ein Schlachtfeld der Erinnerung(en) ist. Ob der Ribbentrop-Molotov-Pakt vom 23. August 1939 (S. 77-84 und 85-110) oder das Jahr 1945 (S. 111-122), das vielschichtige und dabei nicht selten dissonante Gedenken an die Ereignisse jenes

Zeitraumes zeigt eine starke Diskrepanz zwischen West-, Ostmittel- und Osteuropa, nicht zuletzt in Hinblick auf die Befreierrolle der Sowjetunion. Ebenso bildet die Gleichstellung der Opfer von Stalinismus und Nationalsozialismus, wenn nicht stets einen Zankapfel, so doch zumindest eine Quelle für Missverständnisse zwischen Europäern. Auch die Erfahrungen der unmittelbaren Nachkriegszeit (etwa die Vertreibung(en), S. 219-246) und des Kalten Krieges (beispielsweise das Jahr 1956, S. 123-136) sorgen für Spaltungen, die durch die EU-Osterweiterung und den entsprechenden erinnerungskulturellen und zum Teil geschichtspolitischen normativen Schub vonseiten Ostmitteleuropas zutage traten.

Die Studien auf der Mikroebene individueller, relevanter Laufbahnen veranschaulichen allerdings, wie komplex die Verflechtungen und Zugehörigkeitsgefühle in Ostmitteleuropa waren und zum Teil noch sein können. Auch die gesellschaftliche Dimension der kollektiven und kulturellen Konstruktion Ostmitteleuropas weisen auf diese Komplexität, zugleich aber ebenfalls auf den Versuch, diese qua Vereinfachung zu beherrschen, wie dies in der jeweiligen Perzeption des Anderen nicht selten erfolgt (siehe den Beitrag zum Bulgarienbild der Deutschen, S. 317-328). Die nachgezeichneten Biographien einzelner Ost- und Ostmitteleuropaexperten wie Walter Markov oder Artur Attman führen zudem vor Augen, wie deren persönlichen Lebenswege einerseits ihre Karriere, andererseits ihre Herangehensweise in einschlägigen Forschungen zum „Objekt“ Ostmitteleuropa mit beeinflusst haben.

Neben der Auswirkung des Raums auf die Geschichte gilt die Aufmerksamkeit des

Autors jedoch umgekehrt der Prägung des Raums durch die Geschichte. Anschaulich und spannend wird unter anderem die Polyphonie der heute griechischen Stadt Thessaloniki – in Nachbarsprachen Selânik, Solun, Salónica... – skizziert (S. 53-60). Überhaupt kommt dem südosteuropäischen Raum in dieser schillernden, erkenntnisreichen und weiterführenden Aufsatzsammlung, die sich mitunter wie ein Plädoyer für die Belebung der regional studies liest, ein besonderer Platz zuteil: So erfährt man denn umfangreich von der bulgarischen Geschichtspolitik; Mazedonien, Serbien und weitere Balkanstaaten werden ebenso behandelt. Dass gerade das Themenfeld Bulgariens „überproportional vertreten“ ist, räumt der Autor übrigens selbst ein; zur Rechtfertigung weist er auf den ersten Forschungsschwerpunkt seiner wissenschaftlichen Laufbahn hin: „On revient toujours à ses premières amours...“ (S. 11).

Anmerkungen:

- 1 S. Troebst, Kulturstudien Ostmitteleuropas. Aufsätze und Essays, Frankfurt am Main 2006.
- 2 O. Halecki, The Limits and Divisions of European History, London 1950.
- 3] J. Szűcs, Die drei historischen Regionen Europas, aus dem Ungarischen von Béla Rásky mit einem Vorwort von Fernand Braudel, Frankfurt am Main 1994 (2. Aufl.).
- 4 Etwa bei A. Assmann, Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik, München 2006.
- 5 Dies trifft besonders auf die Soziologie zu, siehe M. Schroer, Räume, Orte, Grenzen. Auf dem Weg zu einer Soziologie des Raums, Frankfurt am Main 2012, S. 17-28.
- 6 W. Orlinski, Ex oriente horror: Osteuropa-Stereotype in der Populärliteratur, in: Transit. Europäische Revue 31 (Sommer 2006), S. 132-152.

**Yann Decorzant / Alix Heiniger / Serge Reubi / Anne Vernet (Hrsg.): Le Made in Switzerland: mythes, fonctions et réalités / Made in Switzerland: Mythen, Funktionen, Realitäten (= Itinera. Beiheft zur Schweizerischen Zeitschrift für Geschichte, Bd. 32), Basel: Schwabe Verlag 2012, 234 S.**

Rezensiert von  
Nicolas Chachereau, Lausanne

« *Made in Switzerland* »? D'emblée, les éditeurs du volume affirment le sens très large qu'ils donnent à cette expression. Celle-ci permettrait d'interroger la construction de l'identité nationale suisse, renvoyant à la démocratie, à la neutralité, à l'action diplomatique et humanitaire, au savoir-faire industriel et commercial ou à la diversité culturelle et linguistique. Cet imaginaire national a été en particulier forgé après la création de l'État fédéral en 1848, au travers de récits mythiques du passé de la nation, d'armoiries, ou encore d'une esthétique artistique et littéraire. Selon l'introduction du volume, « *Made in Switzerland* » désigne ainsi un « dispositif qui régit la perception que l'on se fait de la Suisse à l'intérieur comme à l'extérieur du territoire helvétique » (p. 13). Il s'agit donc de « prolonger le débat autour des éléments constitutifs » de ce dispositif (p. 18).

En fait, les onze contributions réunies dans ce volume correspondent de manière très libre au programme ainsi fixé, car le colloque dont est issu l'ouvrage avait posé la problématique de manière volontairement vague. Il s'agissait notamment de